

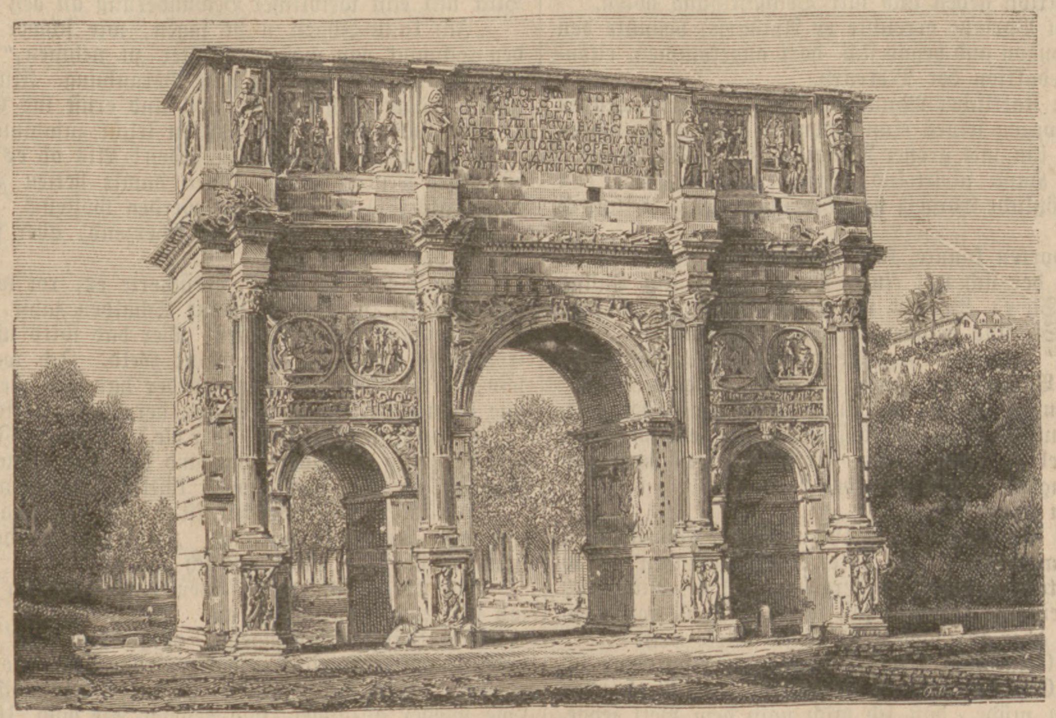
Es kommt ans Sonnenlicht!

Freie Bearbeitung nach dem Englischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

George Dallas war überhaupt nicht erwähnt und Frau Ashton, die ihren jetzigen Gatten nach zwölfjähriger Witwenschaft aus Liebe geheiratet hatte, wagte niemals, ihm Vorstellungen wegen seiner Strenge gegen ihren Sohn zu machen. Im Gegenteil — sie gab ihm recht, denn so innig sie auch an ihrem einzigen Kinde hing, so mußte sie doch zugeben, daß sich George durch sein unliebenswürdiges Benehmen im Verkehr mit seinem Stiefvater und seinem leichtsinnigen Lebenswandel die Sympathie und Gunst des älteren Mannes verscherzt habe. Sie ahnte freilich nicht, daß Ashtons Beweggrund zur Verstoßung ihres Sohnes ein ganz anderer war. Nur die Eifersucht hatte ihn dazu getrieben. Eine eigensinnige despotische Natur, wollte er, daß die Liebe seiner Frau sich ausschließlich auf ihn konzentriere; er war stolz auf ihre Schönheit, ihre vornehme Erscheinung, ihre untadelhafte Haltung und liebte sie mehr, als er sich dessen selbst bewußt war; da sie nie von ihrem ersten Gatten sprach, so empfand ihr Mann keine besondere Eifersucht gegen diesen. Aber George haßte er, weil er im Herzen seiner Mutter einen Platz einnahm, den der selbstsüchtige Mann für sich beanspruchte und aus diesem Grunde erschien es fast undenkbar, daß sich jemals die Kluft überbrücken lassen würde, die sich zwischen ihm und George gebildet hatte.

Harriet Ashton genoß völlige Freiheit bei ihrem Onkel; sie konnte thun und lassen was ihr beliebte, und auch ihre Tante legte ihr keinerlei Beschränkungen auf. Als sie dieses Mal wieder nach Ashton House kam, war sie außergewöhnlich still und schweigsam, wohl weil alle ihre Gedanken sich mit ihrem romantischen kleinen Abenteuer beschäftigten, von dem sie jedoch niemanden erzählte. Frau Ashton bemerkte diese Veränderung nicht, da sie selbst zu sehr von ihrer Sorge um die Angelegenheit ihres Sohnes erfüllt war.



Der Triumphbogen des Constantin. (Mit Text.)

An einem der folgenden Tage, George befand sich noch in Amhurst, saß sie eines Morgens emsig schreibend, während Harriet nachlässig in Gedanken vertieft, die Finger über die Tasten des Klaviers gleiten ließ. Nach einer Weile erhob sich Frau Ashton, legte ihre Papiere zusammen und verließ das Zimmer. Harriet schaute ihr nach, im stillen verwundert, warum ihre Tante so ernst und bekümmert aussähe, als sie plötzlich ein weißes Blatt auf der Erde bemerkt, das sie vordem in Frau Ashtons Hand gesehen. Sie hob es auf und es zu den übrigen Papieren zurücklegend, las sie die zwei Worte, die es enthielt, Worte, die sie in namenlose Verwunderung setzten. Auf dem Blatt stand mit Bleistift geschrieben: Paul Ward.

„Wie sonderbar!“ murmelte Harriet. „Die Tante hat das Papier fallen lassen, und er selbst hat diesen Namen darauf geschrieben. Ich erkenne seine Schrift, denn ich sah sie auf seinem Notizbuch und sie ist so eigenartig, daß man sie leicht wiedererkennt. Woher kennt die Tante ihn? Ich möchte sie fragen.“

Bei weiterer Ueberlegung aber sagte sie sich, daß Frau Ashtons Leben ein Geheimnis zu bergen scheine und daß es besser, zartfühlender sei, sich nicht in dasselbe einzudrängen. Jedenfalls — und das erfüllte sie mit geheimer Freude — wenn Frau Ashton Paul Ward kannte, würde sich auch vielleicht für sie Gelegenheit finden, ihn wiederzusehen.

Das Geräusch eines heranrollenden Wagens lockte sie ans Fenster. Im selben Augenblick trat Frau Ashton herein, so bleich und verstört aussehend, daß das junge Mädchen sie halb verwundert, halb besorgt anschaute.

„Dein Onkel kehrt soeben zurück, Harriet,“ sagte die Frau hastig. „Ich fühle mich nicht wohl und kann ihm deshalb nicht entgegengehen. Bitte, empfange Du ihn, sage ihm, ich sei noch auf meinem Zimmer.“

„Ja, gewiß!“ erwiderte Harriet, vom Fenster zurücktretend, „aber wenn —“

„Ich werde Dir später alles sagen, doch jetzt geh, bitte, geh!“ drängte Frau Ashton in sichtbarer Angst. Ohne Zögern gehorchte Harriet, eilte ihrem Onkel entgegen, begrüßte ihn herzlich und führte ihn dann zu seiner Gattin, die ihn mit klopfendem Herzen und mühsam unterdrückter Erregung erwartete. — War er ihrem Sohne begegnet? Hatte die alte Ellen unbemerkt den Auftrag ausführen können, den sie ihr gegeben? Das waren die zwei Fragen, die sie mit Unruhe erfüllten, einer Unruhe, von der ihr Gatte ja nichts ahnen durfte. Sie liebte diesen Mann, aber — sie fürchtete sich auch vor ihm.

7.

Es war an demselben Morgen, als George Dallas sich aufmachte, im Park von Ashton House mit seiner Mutter zusammenzutreffen. Während er gemächlich seinem Ziele zuschritt, dachte er an sie, deren selbstverleugnete Liebe ihm jetzt die so heiß ersehnte Freiheit schaffen würde und der Gedanke

an ihre aufopfernde That ließ ihn noch einmal so warm für sie empfinden. In seinen schlimmsten Tagen war die Liebe zu seiner Mutter nie ganz erloschen; sie war der einzige Anker, der ihn vor gänzlichem Untergang bewahrt hatte. Auch jetzt kam ihm mit voller Klarheit die Erinnerung an alles, was sie für ihn gethan, an jene schöne Zeit, da er nach seines Vaters Tode ihr einziger Trost gewesen war und sie so glücklich zusammen gelebt hatten, ehe sie sich wieder verheiratet hatte.

Als er die Spitze des Hügels erreicht hatte, sah er einen Wagen den Berg herauffahren. In demselben bemerkte er zu seinem größten Schrecken niemand Geringeren als den, an den er eben gedacht — seinen Stiefvater Capel Ashton.

„Was in aller Welt bringt ihn heute schon zurück?“ dachte George verdrießlich. „Nun wird meine Mutter nicht wagen, in den Park zu gehen und am Ende muß ich mit leeren Händen abziehen. Verwünscht!“

Er bog seitwärts ab und schlug einen schmalen Weg ein, der von der Höhe ins Thal führte. Ungesehen gelangte George bis an den Park von Ashton House. An einer abgelegenen Stelle überkletterte er den Zaun und schlich sich verstohlen bis an das kleine Gewächshaus, wohin sich nur selten jemand verirrte. Sich auf einer morschen Bank niederlassend, wartete er geduldig, aber die Zeit verstrich und niemand kam. Endlich erblickte er zwischen den Bäumen eine dunkle Gestalt. Doch das war nicht seine Mutter, wie er gehofft, sondern nur die alte Ellen, die vorsichtig um sich schauend, langsam näher kam.

„Pst! Ellen!“ rief der junge Mann ihr halblaut zu. „Was ist geschehen! Ist meine Mutter krank?“

„Nein das nicht, gottlob!“

„Aber warum ist sie dann nicht selbst gekommen?“

„Sie wagt es nicht. Der gnädige Herr traf unerwartet ein und so kann sie nicht fort. Deshalb hat sie mich beauftragt, Ihnen das Papier zu bringen und Sie herzlichst von ihr zu grüßen.“

„Die gute, gute Mutter!“ sagte George gerührt, als die Alte ihm ein in dickes Papier gewickeltes Päckchen übergab. „Sagt ihr, Ellen, daß ich ihr tausendmal danken lasse und halten werde, was ich ihr versprochen.“

Er hätte die Haushälterin gern manches gefragt, doch die Furcht vor Entdeckung trieb ihn fort. Hastig von ihr Abschied nehmend, verließ er den Park und machte nicht eher Halt, bis er Ashton House aus dem Gesicht verloren hatte. Nun aber zog er ungeduldig das Päckchen hervor, riß die Hülle ab und erblickte, das darin befindliche Etui öffnend, ein prachtvolles Armband aus Diamanten und Türkisen gemacht. Nachdenklich wog er es in der Hand. „Es wird genügen, mich aus Routs Händen zu befreien, und ich werde noch so viel erübrigen, um einige Wochen zu leben, bis ich mir durch ehrliche Arbeit etwas verdient habe. Noch heute will ich in die Redaktion gehen und mir Beschäftigung holen.“

Mit diesem guten Vorsatze erreichte er Amhurst, benutzte den nächsten Zug nach London und begab sich, dort angekommen, eilenden Fußes in die Redaktion der Mercury.

Der Verleger, ein stattlicher Mann mit klugen, scharfblickenden Augen, der Dallas wegen seines einnehmenden Wesens besonders gern hatte, begrüßte ihn mit großer Wärme. „Eh, mein Junge,“ rief er, George die Hand schüttelnd, „wir erwarteten Sie erst morgen. Welcher plötzliche Ehrgeiz hat Sie schon heute in unsere Klause verschlagen?“

Ehe George antworten konnte, kam aus dem Nebenzimmer ein junger Mann herein, der sich mit einem Freudenschrei auf Dallas stürzte. „Was, sind Sie es, Paul?“ rief er vergnügt. „Das ist ja famos! Ich wette, Sie sind beladen mit Sensationsstoff!“

„Durchaus nicht!“ wehrte George die stürmische Begrüßung ab. „Ich wollte nur im Vorbeigehen sehen, wie's bei Ihnen aussieht.“

„O, traurig genug!“ meinte der junge Held der Feder seufzend. „Dieser nichtsnutzige Slimmer läßt uns gerade jetzt im Stich, wo es für ihn so viel zu thun giebt. Er sollte einen packenden Bericht über den jüngsten Mord schreiben.“

„Mord? Welchen Mord?“

„Ah, ich vergaß! Er geschah ja während Ihrer Abwesenheit. Irgendwo an der Wasserseite — ein toter Mann gefunden und so weiter. Slimmer sollte sensationell wiedergeben, doch der Nichtsnutz hat sich unsichtbar gemacht und nun soll ich seine Stelle vertreten. Mordgeschichten sind aber durchaus nicht meine starke Seite!“

„Thut mir leid, Crimming,“ lachte George, „helfen kann ich Ihnen heute nicht! Erstens weiß ich nichts von dem Verbrechen und dann bin ich so müde, daß ich mich nach dem Bett sehne. Doch von morgen an werde ich arbeiten für zwei!“

„Das ist schön, Ward!“ nickte der Verleger zufrieden. „Jetzt aber gehen Sie nach Hause — Sie sehen wirklich sehr abgespannt aus!“

George ging und sein Prinzipal murmelte nachdenklich vor sich hin: „Eine gute Kraft ist er und dabei von guten Manieren, nur fürchte ich, daß seine Gesundheit nicht lange standhalten wird. Was war er heute abend so nervös, so unruhig — wie ein Mensch, der eine große Aufregung durchgemacht hat!“

Der scharfsichtige Verleger hatte recht geurteilt: Dallas war trotz seiner Müdigkeit nervös und erregt, was ihn dazu trieb, noch gleich am selben Abend Rout aufzusuchen, anstatt sich direkt in seine Wohnung zu begeben. Obgleich es schon sehr spät war, als er die Moltonstraße erreichte, öffnete ihm Betsy dennoch auf sein Klopfen. Sie hielt ein Licht, das sie mit der Hand beschattete, aber trotz des flackernden Scheines bemerkte George, daß sie bleich und elend aussah. Sie führte ihn in das Wohnzimmer, das bereits dunkel war und stellte das Licht auf den Tisch, ohne das Gas wieder anzuzünden.

„Es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe, Frau Rout,“ sagte George. „Ich wollte eigentlich nur Stuart sprechen. Ist er da?“

„Nein, er ist ausgegangen. Haben Sie seinen Brief nicht erhalten?“

„Seinen Brief? Nicht eine Zeile habe ich gesehen und komme doch eben erst von Amhurst. Doch Sie sehen schlecht aus. Fehlt Ihnen etwas?“

„Nein, gar nichts!“ wehrte sie hastig ab. „Ich bin nur sehr müde.“

Sie schob das Licht weiter zurück und sich Dallas gegenüber an den Tisch setzend, stützte sie den Kopf in die Hand. Der junge Mann betrachtete sie voll Teilnahme; er besaß ein merkwürdig weiches Herz Frauen und Kindern gegenüber und vergaß sofort seine eigenen Kümmernisse, wenn er bei anderen ein trauriges Gesicht bemerkte. Betsy schien jedoch sein mitleidiger Blick lästig zu sein, denn sie sagte in fast rauhem Ton: „Stören Sie sich nicht an meinem Aussehen, Dallas, es hat nichts zu sagen. Erzählen Sie mir lieber, was Sie ausgerichtet, und ob Sie das Geld erhalten haben. Stuart braucht es dringend und wartet ungeduldig darauf.“

„Nun, ich habe zum Glück die Summe, und Rout kann das Geld bekommen.“

Er hielt mitten in seiner Rede ein und sah befremdet zu Betsy hinüber. Etwas Ungewöhnliches in ihrem Wesen fiel ihm auf, eine Aengstlichkeit und Zerstreutheit, die er bisher nie an ihr beobachtet hatte.

„Nun erzählen Sie doch weiter, auf welche Weise Ihre Mutter Ihnen geholfen hat,“ sagte sie, seinem Blick ausweichend.

Er berichtete ihr von seinen Erlebnissen in Amhurst, nur eins verschwieg er — seine Begegnung mit Harriet Ashton. Betsy hörte ihm aufmerksam zu, doch als er ihr mitteilte, daß er statt des Geldes das Armband von seiner Mutter erhalten hatte, schien sie enttäuscht zu sein.

„Ich verstehe nichts von Juwelen,“ sagte George, ihr das Kästchen reichend. „Sind die Steine wertvoll?“

„So viel ich es beurteilen kann — ja, denn die Diamanten sind sehr schön!“ erwiderte sie, das Armband hin und her wendend. Eine leise Röte färbte ihre bleichen Wangen, während ihr Blick mit echt weiblicher Bewunderung an den Steinen haftete.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer es mir geworden, den Schmuck von meiner Mutter zu nehmen,“ bemerkte Dallas. „Es kommt mir vor wie eine Beraubung. Finden Sie das nicht auch?“ fügte er hinzu, ihr voll und ernst ins Gesicht schauend.

Sie zuckte bei seinen Worten leicht zusammen, erwiderte aber rasch: „Was für Unsinn Sie reden! Als ob es nicht eine Freude für Ihre Mutter war, Ihnen damit helfen zu können, um so mehr, als Sie ja jetzt solide werden wollen.“

Ihr Ton klang leicht und scherzend, aber sie sah den jungen Mann dabei scharf an.

„Gewiß will ich das!“ versicherte er, rot werdend, „und der erste Schritt ist, daß ich meine Schulden zahle. Freilich muß ich das Armband erst verkaufen, aber das wird nicht schwer halten, Edelsteine zählen ja wie bares Geld. Ich werde wirklich froh sein, wenn Rout das seine wieder hat und werde nie vergessen, wie freundschaftlich er mir aus der Not geholfen.“

Er sprach sehr herzlich, aber die feinfühlende Frau empfand doch, daß er völlig verändert war und sich über seine wiedergewonnene Freiheit, die ihm jetzt doppelt köstlich erscheinen mochte, freute.

„Was Rout gefürchtet hat, ist eingetroffen,“ dachte sie, mechanisch mit dem Armband spielend. „Wir müssen ihn aus dem Wege bringen, aber — wie fange ich das an?“

Das Kerzenlicht warf einen trüben Schein und das Zimmer sah kalt und ungemütlich aus. George besann sich plötzlich, daß es wohl Zeit sei, fortzugehen, doch Betsy hielt ihn zurück. „Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, warum Stuart so sehr um das Geld drängt,“ sagte sie bedrückt. „Bleiben Sie noch, ich werde das Gas wieder anzünden, und nehmen Sie doch Ihren Paletot ab!“

Er gehorchte ihr, ohne darüber nachzudenken, wie sonderbar es war, daß sie ihn noch zu so später Stunde behielt, trotzdem sie kein Wort über Routs Rückkehr geäußert hatte. Sie zündete unterdessen das Gas an, schob ihm einen Lehnstuhl an den Tisch und brachte eine Flasche Wein. Während des Hin- und Hergehens warf sie einen scharfen Blick auf Dallas Rock, den er auf einen

Stuhl gelegt und strich verstohlen mit der Hand darüber. Dann setzte sie sich George gegenüber und erzählte ihm, wie viel Unannehmlichkeiten ihr Mann in der letzten Zeit wegen der Silberminenangelegenheit gehabt, daß ihm nichts geglückt, und er sogar gezwungen sei, sich eine Weile fernzuhalten. Er habe verschiedene dringende Verpflichtungen, denen er nicht nachkommen könne, bis er das Geld von Dallas erhalten würde.

„Es thut mir wirklich leid, daß Rout sich in solcher Lage befindet," sagte George bedauernd. „Hätte ich es gewußt, würde ich das Armband sofort verkauft und Ihnen gleich das Geld gebracht haben. Doch ich kann es ja gleich morgen früh thun und ich denke noch mehr wie hundert Pfund aus den Steinen zu lösen.

„Das glaube ich selbst," entgegnete sie, „allein ich warne Sie, nicht zu überstürzt zu handeln. Rout hat das Geld ja dringend nötig, doch man muß sehr vorsichtig sein."

„Warum? Das Armband gehört ja jetzt mir, ich kann es also ruhig verkaufen."

Sie sah ihn forschend an, als wolle sie berechnen, wie weit sie vorgehen dürfe, um ihren Plan auszuführen, dann sagte sie langsam, jedes Wort betonend: „Gewiß gehört es jetzt Ihnen, trotzdem aber werden Sie beim Verkaufe auf Ihre Mutter Rücksicht nehmen müssen."

„Meine Mutter? Wieso? Was meinen Sie damit?"

„Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß ein Schmuckgegenstand von diesem Werte unter den Juwelieren bekannt ist, da man die Namen der Eigentümer oder Käufer genau so gut kennt, wie dies bei Rennpferden der Fall ist. Es wäre deshalb nicht ratsam, das Armband hier zu verkaufen; wenn es herauskommt, woher es stammt, würden vielleicht schwere Ungelegenheiten für Ihre Mutter daraus entstehen."

George hatte ihr ernst und sichtlich bestürzt zugehört, da er keinen Augenblick an der Wahrheit ihrer Befürchtungen zweifelte.

„Was ist da zu thun?" fragte er ratlos. „Das Geld muß ich doch beschaffen, folglich gilt hier kein Bedenken."

„Wie, Sie wollten wirklich Ihre Mutter kompromittieren?" gab sie scheinbar unwillig zurück. „Nein, mein Freund, das dürfen Sie nicht! Mag Rout noch ein paar Tage versteckt bleiben, ich dulde nicht, daß Sie eine unbesonnene That begehen. Lassen Sie mich nachdenken, vielleicht finde ich einen Ausweg!"

Sie saß eine Weile schweigend da, während Dallas sie unruhig beobachtete, dann fuhr sie plötzlich auf: „O, mir fällt ein, Amsterdam ist ein bedeutender Platz für Diamanten. Wenn Sie dorthin gehen, können Sie die Steine ohne allen Verdacht veräußern und mir das Geld hierherschicken. Was meinen Sie zu diesem Vorschlag? Würden Sie sich auf einige Tage freimachen können?"

„O gewiß: Mich hält augenblicklich nichts hier zurück. Und ich will auch keine Minute zögern, sondern gleich morgen nach Amsterdam hinüber. Haben Sie einen Fahrplan?"

Sie nickte, erhob sich und holte das Eisenbahnbuch. Dallas durchblätterte es hastig. „Ah richtig!" murmelte er, „morgen früh sieben Uhr! Ein wenig frühzeitig, doch — je eher, je besser! Ich hätte freilich Rout gern zuvor gesprochen, aber das ist leider nicht möglich. Jedenfalls werde ich die Sache in drei Tagen erledigt haben und nun will ich gehen."

Er stand auf und streckte die Hand nach dem Armband aus. Doch Betsy hielt ihn zurück. „Ich glaube, Dallas, Sie müssen es nicht in seiner jetzigen Gestalt lassen, es ist sehr auffallend und könnte, wenn im ganzen wiederverkauft, doch Ungelegenheiten bringen. Brechen Sie lieber die Diamanten heraus und verkaufen Sie sie ohne das Gold."

„Ihr Gedanke ist gut!" nickte Dallas, doch wie soll ich die Steine loslösen? Sie sitzen ja viel zu fest."

„Warten Sie einen Augenblick! Ich weiß Rat." Sie verließ das Zimmer, und als sie nach kurzer Zeit wieder eintrat, hatte sie in der Rechten einige Werkzeuge, während sie in der anderen Hand einen Paletot hielt, den sie verstohlen neben einem Stuhl auf die Erde gleiten ließ.

Dallas, der ihr den Rücken wandte, hatte nichts davon bemerkt, und als sie nun verschiedene Zangen vor ihn hin legte, mußte er unwillkürlich lächeln.

„Wirklich, Betsy!" rief er aus, „Sie sind ein wahrer Schatz von einer Frau! Bei Ihnen findet man für alles Hilfe — Sie sind stets vorgesorgt."

Er sah ihr aufmerksam zu, wie sie mit geschickter Hand die Steine losbrach. „Mit dem Gold und den Türkisen ist wohl nicht viel anzufangen," meinte er dabei. „Wollen Sie dieselben für mich aufheben? Wenn es mir einmal besser geht, lasse ich sie wieder fassen und schenke sie Ihnen zur Erinnerung an diesen Abend und an Ihre Güte, die Sie mir bewiesen haben."

Eine Blutwelle stieg in ihr bleiches Gesicht. „Nein, nein, Dallas, nicht für mich! Sie werden die Steine selbst einmal brauchen. Aber aufheben will ich sie Ihnen gerne, bis Sie sie zurückverlangen."

Sie sagte es mit einem müden Lächeln und einem so seltsamen Blick, daß George sie betroffen ansah.

„Wie müde Sie sein müssen," bemerkte er mitleidig, „ich habe Sie zu lange aufgehalten. Doch nun gute Nacht! Grüßen Sie Rout von mir. Er hat wohl Deam während meiner Abwesenheit gesehen?"

Sie hatte das Gas ausgedreht und eine Kerze angezündet. „Was meinen Sie, Dallas?" sagte sie mit matter Stimme, seine Frage unbeantwortet lassend. „Ihr Paletot ist heruntergefallen, sehe ich. Da ist er!" Sie bückte sich rasch und hielt George einen Rock hin, den dieser achtlos über den Arm warf. „Was fragten Sie mich vorhin, Dallas?"

„Ob Rout Deam gesehen hat."

„Nein."

„So — das wundert mich. Deam war allerdings ärgerlich, daß Rout sein Versprechen, mit ihm zu essen, nicht gehalten hatte, und jetzt wird er auch böse auf mich sein."

„Weshalb?"

„Weil ich ihm eine Gegenpartie im Billard versprochen hatte. Ich gewann an jenem Abend zehn Pfund Sterling von ihm und das war ein Glück für mich, denn damit konnte ich meine Wirtin bezahlen. Nun, hoffentlich wird Deam in besserer Laune sein, wenn ich zurückkehre und wird dann auch Rout nicht mehr zürnen. Er war damals wirklich furchtbar aufgebracht über Routs Billet."

„Haben Sie es gelesen?" fragte sie stockend.

„Nein, doch er sagte mir, Rout wolle den folgenden Tag mit ihm zusammentreffen."

„Ja; Deam ist aber nicht gekommen. Er war Stuart Geld schuldig und mein Mann bat ihn in dem Schreiben um Zahlung."

„Das hätte Deam wohl thun können," fiel George ein, „denn er hatte einen Haufen Gold bei sich und prahlte unablässig damit. Wirklich, er hätte Rout bezahlen können. Doch nun gute Nacht!"

Sie reichte ihm die Hand, die eiskalt war, lauschte seinen verhallenden Schritten und begab sich dann in das Wohnzimmer zurück, wo sie leise stöhnend in einen Sessel niedersank. „Wenn ich ihn nur gerettet habe!" murmelte sie, „wenn er nur sicher ist! Wie merkwürdig, wie unbegreiflich, daß George noch nichts davon gehört hat! Die Luft ist erfüllt davon und die Steine auf der Straße scheinen es auszuschreien und er weiß es nicht! Wenn ihn nur nichts an der Abreise verhindert? Doch nein, er wird gehen und dann habe ich ihn für diesmal gerettet!"

Furcht und Müdigkeit überwältigten sie, doch sie schüttelte sie immer wieder ab und ging nicht zur Ruhe. „Ich darf die Zeit nicht versäumen!" sagte sie sich, „ich habe noch etwas zu thun."

Es war noch sehr früh am Morgen, kaum sechs Uhr, als Betsy ihren Hut aufsetzte, den Paletot nahm, der noch auf dem Stuhl lag, ihn in ein enges Bündel schnürte, das sie sorgfältig unter ihrem Mantel verbarg und dann auf die menschenleere Straße hinaustrat. Sie schlug die Richtung nach dem Flusse ein, ging bis in die Mitte der großen Brücke, beugte sich über das Geländer und ließ unbemerkt das Bündel ins Wasser gleiten. Mit einem Seufzer der Erleichterung kehrte sie in ihre Wohnung zurück und nun erst überließ sie sich der Ruhe. Sie versank in einen todähnlichen Schlaf und erwachte erst gegen Mittag, als die Magd ihr einen Brief brachte. Er war von Dallas, der ihr schrieb, er stehe auf dem Punkte, abzufahren. Aus Versehen habe er am vergangenen Abend Routs Paletot statt des seinen mitgenommen und es sei nun zu spät, ihn auszutauschen; er werde dies nach seiner Rückkehr thun.

Am Nachmittag kam Stuart zu ihr herein; er sah bleich und verfallen aus und setzte sich schweigend zu ihr aufs Sopha. Sie aber richtete sich auf, schlang die Arme um seinen Hals und erzählte ihm ihre Unterredung mit Dallas. Als sie geendet, zog ihr Gatte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sich, ihr wieder und wieder versichernd, daß sie ihn durch ihre Geistesgegenwart gerettet habe. Ihn gerettet — aus welcher Gefahr?

8.

Herr Ashton saß am Frühstückstisch, eifrig die Zeitungen durchblätternd. Ihm gegenüber befanden sich seine Gattin und Harriet, erstere mit bleichen, sorgenvollen Zügen, letztere still und nachdenklich. Sie wußten beide, daß der Herr von Ashton House es nicht liebte, in seiner Morgenlektüre gestört zu werden und verhielten sich deshalb vollkommen ruhig, geduldig den Augenblick erwartend, wo er die Blätter beiseite legen und sich mit ihnen in eine Unterhaltung einlassen würde. Dieser Moment sollte aber an diesem Morgen nicht eintreten, denn noch ehe Ashton seine Zeitung fertiggelesen hatte, erschien ein Diener, der ihm eine Karte überreichte und ihm meldete, der betreffende Herr erwarte Herrn Ashton im Bibliothekzimmer.

Etwas ungnädig über die frühzeitige Störung warf Ashton einen Blick auf die Karte, die den Namen trug: Marc Dalrymph und darunter mit Bleistift geschrieben: Staatskanzlei. Dieses letztere Wort schien den Hausherrn zu elektrisieren, denn er erhob sich

rascher, als es sonst seine Gewohnheit war, rückte seine Kravatte zurecht und begab sich in die Bibliothek, wo er Herrn Dalrymph traf, einen kahlköpfigen, älteren Herrn mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und kleinen, listig blickenden Augen.

„Sie müssen entschuldigen, mein Herr," sagte dieser, „daß ich Ihnen meine Aufwartung zu so früher Stunde mache, aber mich führt eine dringende Angelegenheit zu Ihnen."

„Sie gehören zur Staatskanzlei?" fragte Herr Ashton, seinen Besuch zum Sitzen einladend.

„Ja, ich bin einer der Hauptbeamten und wende mich an Sie in Ihrer Eigenschaft als Friedensrichter. Unser Sekretär, Herr Wolstom, meinte, daß Sie am geeignetsten wären, ihm in dem vorliegenden Falle Beistand zu leisten."

„Und um was handelt es sich?" erkundigte sich Herr Ashton, sichtlich geschmeichelt, daß die Regierung seine Dienste in Anspruch zu nehmen wünschte.

„Um einen Mord, der von besonderen Umständen begleitet ist," war die in geheimnisvollem Ton gegebene Antwort.

„Bitte, erzählen Sie mir Näheres!"

Herr Ashton war jetzt ganz Ohr.

„Die Sache ist kurz die," begann Herr Dalrymph, seinen wohlgepflegten Bart streichend, „man hat am Hafen den toten Körper eines Mannes gefunden, der mittelst eines scharfen Instrumentes von sicherer Hand erstochen worden ist. Die Taschen waren leer, die Hemdenknöpfe fehlten, und es fand sich keinerlei Erkennungszeichen vor, um die Identität des Ermordeten festzustellen. „Ein gewöhnlicher Raubanfall!" werden Sie sagen. Wozu da Herr Wolstom und die Staatskanzlei? Ich will Ihnen diese Frage beantworten. Der Mann war augenscheinlich kein Engländer, das zeigte der Schnitt seiner Kleidung. Er trug einen mit Pelz besetzten Ueberrock und eine Mütze, wie sie kein Sohn Albions trägt. Nun sind in der letzten Zeit mit der Gesandtschaft in Paris Briefe gewechselt worden, französische nach England geflüchtete Anarchisten betreffend, und so sind wir auf die Vermutung gekommen, daß dieser Mord nicht wegen Raubes sondern aus politischer Rache verübt worden ist.

„Sie werden verstehen, Mylord, wie wichtig es ist, das Geheimnis zu ergründen, das dieses Verbrechen umhüllt. Unsere bisherigen Nachforschungen haben ergeben, daß bei der Identitätsfrage ein Paletot die Hauptrolle spielt. Die letzte Person nämlich, die den Träger des Pelzmantels gesehen hat, ist ein Kellner in einem Restaurant am Strand, wo der Fremde in Gesellschaft eines anderen Mannes gespeist hat und dieser andere hatte einen blauen Ueberrock, der an der Innenseite die Etiquette des Schneiders trug: Evans in Amhurst."

„Evans?" wiederholte Herr Ashton erstaunt. „O, den kenne ich sehr gut."

(Fortsetzung folgt.)



Verwaist. Von Therese Schwartze. (Mit Text.)

Eine alte Schuld.

Humoreske von Max Hirschfeld. (Nachdruck verb.)

Ein Straßenzug in der Vorstadt da draußen giebt sich als Villenkolonie. Es sind aber keine Villen, in denen ruhebedürftige Millionäre ihren Sommeraufenthalt nehmen, sondern kleine, nach gleichem Stil erbaute Häuschen, die Kaufleuten, Beamten und anderen Angehörigen des Mittelstandes zur ständigen Wohnung dienen. Eines dieser Häuschen war mit wildem Wein umsponnen und lag in einem kleinen Garten.

Am Tisch in der dichtumrankten Laube saß ein junges Ehepaar, und ein noch jüngeres Dienstmädchen setzte das Kaffeeservice „für zwei Personen" möglichst ungeschickt zurecht. Die Frau machte noch einen sehr mädchenhaften Eindruck, zumal sie sich entschieden gegen den Wunsch des Eheherrn, eine Haube zu tragen, gesträubt hatte. Auch ließ sie noch immer den starken, blonden Zopf im Nacken herabhängen, was ihm nicht mißfiel. Eine zierliche Figur, ein zartes, ovales Gesicht mit schelmischen braunen Augen vollendete das Bild der anmutigen Hausfrau. Während sie in Bewegungen und Worten lebhaft und keck erschien, machte er eher einen schüchternen Eindruck — sogar der kleine, blonde Schnurrbart schien sich nur zaghaft hervorgewagt zu haben. Seine mattblauen Augen wurden nur dann belebter, wenn sein Blick auf die Quecksilbergestalt seiner Lebensgefährtin fiel. Und wenn dieser Blick den ihren traf, spiegelte sich in beiden ein Bild reinen Glückes.

Sie verfolgten mit großer Spannung die Bewegungen des kleinen Dienstmädchens, nicht aus Neugier oder in der berechtigten Erwartung, sie werde ein Stück des Services fallen lassen, sondern in dem Wunsche, allein zu sein, und die Minuten, welche das Mädchen mit der Zurichtung des Kaffeetisches feierlich hinbrachte, schienen ihnen eine Ewigkeit. Aber auch das wurde überstanden, und kaum war das Dienstmädchen ins Haus geschlüpft, als der junge Ehemann sich erhob und seinem Weibchen rasch einige Küsse applizierte.

„Schnell fort!" rief sie plötzlich, ihm abwehrend, „dort kommt der Briefträger die Straße herauf."

„O, was geht uns der Briefträger an!"

„Paß auf, er kommt zu uns — siehst Du!"

In der That gab der Postbote zwei Briefe ab, deren einer die Aufschrift „Frau Katharina Minde", der andere „Herrn Ingenieur Rudolph Minde, Wohlgeboren, Dahier" trug.

„Von Papa," sagte die junge Frau, erbrach ihren Brief und las.

„Nun, und wer hat an Dich geschrieben?" fragte sie, als sie mit der Lektüre zu Ende war.

„Der Rechtsanwalt Balzer."

„Aber Du hast den Brief noch gar nicht geöffnet. Kennst Du den Rechtsanwalt? Was will er von Dir?"



Der Edelhirsch. (Mit Text.)

„Ich kenne ihn gar nicht und weiß auch nicht, was er von mir will, möchte es am liebsten auch nicht wissen. Erst wollen wir in Ruhe unsern Kaffee trinken, damit uns nicht etwa der Appetit vorher verdorben wird, und währenddessen erzählst Du mir, was der Papa geschrieben hat."

„So lies doch selbst."

„Nein, laß nur! Am liebsten höre ich den Inhalt aus Deinem schönen Mündchen."

„Aber, Rudolf, wir sind nun schon drei Monate — weniger acht Tage — verheiratet, und Du kannst die galanten Redensarten immer nicht lassen, das heißt, ich nehme sie Dir nicht übel, im Gegenteil, so gehört es sich, aber ich fürchte, Du bist nur galant, wenn Du etwas wünschest."

„Ich bitte Dich, Käthchen, was habe ich denn gesagt? „Schönes Mündchen", das ist doch ein recht schwaches Honorar für einen längeren Vortrag."

„Lang ist er gewiß nicht. Papa schreibt nichts Besonderes. Auf dem kleinen Gute giebt es nicht viel Neuigkeiten. Daß unsere Bläß jetzt täglich zweiundzwanzig Liter Milch giebt, wird Dich wohl nicht sonderlich interessieren, wahrscheinlich lassen Dich auch die Hofnachrichten aus unserem Hühnerhof kalt."

„Aber das ist ja schrecklich! Habt ihr denn auf dem Lande gar keine höheren Interessen?"

„O gewiß! Wir sind z. B. froh, wenn ein Jahr vergangen ist, ohne daß wir Schulden gemacht haben, und wir sind recht glücklich, wenn die Aussteuer für die nächstfolgende Schwester allmählich zusammenkommt."

„Ich bin also wohl gerade zur rechten Zeit gekommen, als die Aussteuer für Dich beisammen war, wie?"

„Ja, Du hast es sehr gut getroffen. Aber wenn Du noch später gekommen wärest, hätten wir vielleicht eine kleine Mitgift beisammen gehabt."

„Brauchen wir gar nicht. Sind wir nicht auch ohne Vermögen recht glücklich? Das Geld ist eine Chimäre — wenn man nur genug davon zu einem einfachen Leben hat. Und überdies, sind wir nicht auf bestem Wege, reich zu werden? Haben wir nicht das ganze Geld, das ich für die Abhandlungen in den Fachzeitschriften erhielt, gespart?"

„Freilich, genau zweihundert Mark," rief Käthe triumphierend.

„Ein schöner Anfang zu einem Riesenvermögen! Dazu haben wir ein Gehalt, das alle Monat auszugeben Du Dir die größte Mühe geben mußt —"

„Und wovon recht gut ebenfalls gespart werden könnte, wenn Du nicht ein so abscheulicher Verschwender wärst. Sieh nur nicht gar so beleidigt aus —"

„Aber ich denke nicht d'ran, ich fühle mich recht zufrieden —"

„Um so schlimmer, wenn Du es nicht bereust, mir ein so teures Bouquet aus der Stadt gebracht zu haben."

„Du vergißt, daß wir unsern zweiundeinhalbmonatlichen Hochzeitstag feierten."

„Durch Entschuldigungen machst Du Deine Sache nur schlimmer. Wenn Du so verschwenderisch bist, hättest Du kein armes Mädchen heiraten sollen."

„Habe ich auch nicht gethan. Mit einer so reichen Aussteuer ist man doch nicht arm, dagegen ich bin eine arme Waise."

„Es muß schrecklich sein," sagte sie, plötzlich ernst werdend, „so allein in der Welt zu stehen. Hast Du das nicht schwer empfunden?"

„Nun, die Mutter verlor ich so früh, daß ich mich ihrer gar nicht erinnern kann. Wenigstens kann ich Gott danken, daß mir der Vater so lange erhalten blieb. Er erlebte es noch, daß ich das Abgangsexamen im Polytechnikum bestand. Mit dem Wenigen, das mir als Erbe blieb, konnte ich gerade so lange leben, bis ich meine jetzige Stellung erhielt. Bei mir ist immer alles glatt aufgegangen. Soweit bin ich ein Glückskind."

„Und inzwischen hast Du den Brief des Rechtsanwalts vergessen."

„Du hast recht."

Er öffnete das Schreiben, und während er es überflog, wurde er blaß und seine Hände zitterten. Käthe nahm ihm den Brief hastig aus der Hand und las laut:

„Herrn Ingenieur u. s. w. Im Auftrage meines Klienten, des Herrn Robert Wollmann, Kaufmann zu New-York, Sohn des ehemals hierorts angesessenen und in New-York verstorbenen Kaufmanns August Wollmann, teile ich Ihnen mit, daß derselbe einen Wechsel über dreitausend Mark, ausgestellt von Ihrem verstorbenen Vater, dem Rechnungsrat Minde, in Händen hat. Der Wechsel ist von mir als richtig und jederzeit einklagbar befunden worden. Sie als einziger Erbe Ihres Vaters sind auch für die Schulden desselben verpflichtet. Ich ersuche Sie, das Geld zur Vermeidung von Exekutions- und Gerichtskosten baldmöglichst bei mir zu deponieren. Mein Klient, der sich gegenwärtig auf Geschäftsreisen in Deutschland befindet, würde auf die aufgelaufenen Zinsen, in Anbetracht des Umstandes, daß Ihr Erbteil kein bedeutendes war, großmütig verzichten, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie die dreitausend Mark innerhalb einer Frist von acht Tagen an mich abliefern. Im Falle eines Protestes Ihrerseits behält mein Klient sich vor, auch die Zinsen zu beanspruchen. Falls Sie, wie ich voraussetze, die Zahlung sofort leisten wollen, erwarte ich Sie auf meinem Bureau in der Zeit von drei bis fünf Uhr nachmittags. Hochachtungsvoll

Balzer, Rechtsanwalt."

Eine Zeitlang schwiegen die jungen Leute und wagten nicht, einander anzusehen. Dann begann Käthe leise: „Aber wir können doch nichts geben — wir haben doch kein Geld — ausgenommen die zweihundert Mark —"

„Ein Tropfen auf einen heißen Stein."

„Nun, also — können wir nichts bezahlen."

„Aber begreifst Du denn nicht, unsere Möbel, die ganze Ausstattung — alles können sie uns nehmen."

„Wie? Meine Aussteuer?" rief die Frau. „Das ist ja unmöglich, das dürfen sie nicht, das würde Papa gar nicht erlauben."

„O, das Gericht fragt nach keiner Erlaubnis — die Möbel gehören uns beiden, also —"

„Aber das wäre ja schrecklich, so schuldlos dazu zu kommen. War Dein Vater denn so leichtsinnig?"

„Er war der beste, rücksichtsvollste Mensch von der Welt. Aber es ist möglich, daß sein Gehalt nicht ausreichte, und da — —. Himmel, wenn ich denke, wie ich mir stets von ihm Geld schicken ließ, ohne zu fragen, ob er es auch wirklich besäße. Ja, ja, so wird es sein. Nicht er, ich habe es verbraucht. Mir zuliebe hat er die Schulden gemacht, und es ist nicht mehr als billig, daß ich sie jetzt auch bezahle. Was thut's, wenn sie uns auch wirklich alles nehmen —"

„Nein, Rudolf, soweit darf es nicht kommen," rief Käthe weinend, „nein, nein, Papa muß helfen!"

„Beruhige Dich, mein Lieb, wir werden schon einen Ausweg finden. Dein Vater allerdings hat keinen Pfennig übrig, und ich würde mich selbst verachten, wenn ich ihn meinetwegen in Schulden stürzen wollte. Und was würde Deine Schwester Elsbeth sagen, wenn wir sie um ihre Aussteuer brächten, soweit sie beisammen ist."

„Weißt Du — wenn Du zu Justizrat Schwarzheim gingest! Du sagtest mir, er sei der Freund und Ratgeber Deines Vaters gewesen —"

„Ja, aber er hat ein so grobes, barsches Wesen. Ich habe mich schon als kleiner Junge vor ihm gefürchtet, wenn mein Vater mich zu ihm mitnahm. Immer gab er mir gute Lehren, aber in einem Tone, als ob ich ein großer Sünder wäre, dessen Verteidigung er wegen seiner allzu großen Verstocktheit ablehnen müsse. Ich mag solche Menschen nicht, mögen sie auch die besten Charaktere von der Welt sein."

„Weil Du furchtsam bist, Rudolf, ja, viel furchtsamer, als ein Mann sein soll. Wenn Du den Menschen frei und offen ins Auge siehst, werden sie Dir nichts Böses thun. Wenn Du nicht gehst, gehe ich selbst. Ich bin ja auch neulich zum Schneider gegangen, als Du Furcht hattest, ihm zu sagen, daß Dein neuer Rock verpaßt wäre. Du sollst sehen, ich werde mit dem Justizrat sprechen —"

„Nein, das wirst Du nicht," entgegnete Rudolf heftig. „Das sind Mannesangelegenheiten, in die sich Frauen nicht hineinmischen sollen. Eher," fügte er hinzu, „möchte ich ein Wort mit Heilinger sprechen. Er ist Junggeselle und soll ein kleines Vermögen erspart haben."

„Ah, der Prokurist eurer Fabrik, unser Hausfreund — ich kann ihn wohl so nennen, er ist schon zweimal bei uns zu Mittag gewesen und hat meine Kochkunst sehr gerühmt."

„Ja, siehst Du, der bleibt uns immer. Aber jetzt weiß ich noch etwas Besseres. Ich gehe zum Rechtsanwalt Balzer, bitte ihn, mir eine Unterredung mit Herrn Wollmann zu verschaffen, und der gewährt mir dann vielleicht eine längere Frist."

„Freilich, das ist ein guter Gedanke, das mußt Du sofort thun."

Am Nachmittag machte Rudolf sich auf den Weg.

Im Vorzimmer des Rechtsanwalts Balzer war das Pult des abwesenden Bureauvorstehers leer, an einem Tische aber saß ein Schreiber, welcher mit einem Lineal die Fliegen totschlug, die sich auf das vor ihm liegende Aktenbündel setzten. Da Rudolf in sehr schüchternem Tone fragte, ob der Herr Rechtsanwalt zu sprechen sei, erwiderte der Schreiber möglichst grob, er solle nur warten, und fuhr fort, auf die Fliegen Jagd zu machen. Rudolf wartete so lange, bis er innerlich mit sich einig war, er könnte den jungen Mann mit dem schwammigen Gesicht und der Kartoffelnase kalten Blutes erdolchen. In dieser Stimmung war es ihm nicht schwer, heftigen Tones zu sagen: „Melden Sie mich sofort dem Herrn Rechtsanwalt. Ich habe keine Zeit."

Der Schreiber fuhr erschrocken auf, murmelte: „Sehr wohl," und verschwand in dem Nebenzimmer. Wenige Sekunden später stand Rudolf vor dem Rechtsanwalt, einem kleinen, süßlächelnden Männchen mit einigen Sardellensträhnen an dem kahlen Haupte.

„Sie sind Wollmann kontra Minde — Herr Ingenieur Minde, wollte ich sagen. Freut mich ungemein. Bitte setzen Sie sich. Sie sind ein pünktlicher Zahler. Jawohl, dachte es mir. Ich hatte die Ehre, auch Ihren Herrn Vater zu kennen. Sehr rechtschaffener Herr! Wollen Sie, bitte, das Geld hier auf das Zahlbrett legen, ich will indessen den Wechsel hervorsuchen —"

„Verzeihen Sie, Herr Rechsanwalt, ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich außer stande bin, das Geld zu zahlen."

„Ah, darauf war ich nicht gefaßt. Solche Geldforderungen sind ja unangenehm, besonders, wenn sie unerwartet kommen, aber — ich weiß nicht, ob Sie einen guten Rat von mir annehmen wollen — ich möchte Ihnen raten, nicht zu protestieren, sondern einfach Ihren Bankier anzuweisen —"

„Ich habe keinen Bankier, ich habe auch kein Vermögen, meine Frau ebensowenig."

„Ah, Sie sind verheiratet? Dann liegt ja die Sache ganz einfach. Ihr Herr Schwiegervater —"

„Ist nicht im stande, das Geld zu zahlen. Ich habe überhaupt keine Hilfsquellen."

„Vielleicht — ich frage nur so per forma — eine schuldenfreie Wohnungseinrichtung?"

„Allerdings," stotterte Rudolf, „Sie meinen etwa auch, daß —"

„O, ich bitte Sie, die Sache ist gar nicht so schlimm. Der Gerichtsvollzieher kommt zu Ihnen —"

„Der Gerichtsvollzieher?" fuhr Rudolf erschreckt auf.

„Legt die Siegel an die Möbel und alle Sachen, welche Sie entbehren können. Ich versichere Sie, so etwas kommt alle Tage vor. Man muß es nur erst gewöhnt sein. Manche Menschen haben eine Antipathie gegen den Gerichtsvollzieher. Nun, mein lieber Herr Minde, wir sind doch gebildete Menschen, wir sollten doch über die gewöhnlichen Vorurteile erhaben sein. Es werden Ihnen ja nur die Luxussachen genommen, das Klavier, der Nähtisch, der Kanarienvogel und dergleichen."

„Nie, nie!" stieß Rudolf hervor. „Niemals werde ich das zugeben. Ich bitte Sie, Herr Rechtsanwalt, verschaffen Sie mir eine Unterredung mit Herrn Wollmann. Er wird gewiß keinen Anstand nehmen, die gesetzte Frist zu verlängern, und im Laufe der Zeit finde ich gewiß einen Ausweg."

„Wie gerne möchte ich Ihnen gefällig sein, lieber Freund, aber urteilen Sie selbst: Herr Wollmann ist zur Zeit auf Reisen, seine Adresse ist mir unbekannt. Ich erwarte ihn erst am Ende der achttägigen Frist. Eine Unterredung mit ihm würde auch keinen Zweck haben. Herr Wollmann ist vollständig amerikanisiert, Geschäft ist ihm Geschäft, er besteht auf seinem Schein. Von hier aus reist er direkt nach Amerika zurück, bis dahin will er alles geordnet wissen. Und bedenken Sie ferner seine Großmut: er erläßt Ihnen die Zinsen. Ich muß sagen, wenn ich nicht als Jurist an allerhand gewöhnt wäre, so würde mich das gerührt haben, und ich an Ihrer Stelle würde das Geld sofort auf den Tisch legen."

„Ich will sehen, ob ich es auftreiben kann," murmelte Rudolf sich erhebend.

„Aber, bitte, Sie haben den Wechsel ja noch gar nicht gesehen."

„Ich verstehe davon ohnehin nichts und schenke Ihnen soweit Vertrauen — —"

„Danke! Gewiß, das können Sie, aber die Unterschrift hier, bitte, sehen Sie genau hin."

„Es ist die meines Vaters, das erkenne ich an. Adieu, Herr Rechtsanwalt."

„Nun, auf baldiges Wiedersehen!"

Nach Hause zurückgekehrt, fand Rudolf seine Gattin mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt.

„Nun, ich sehe Dir an, es ist nichts gewesen."

Rudolf nickte traurig und berichtete den Mißerfolg seines Besuches.

„Ich ahnte es," sagte Käthchen, „deshalb schreibe ich jetzt an Papa; kann er selbst nicht das Geld schaffen, so wird er doch Rat wissen."

„Wenn inzwischen nur nicht der Gerichtsvollzieher —"

„Aber bedenke doch, wir haben noch acht Tage."

„Wenn dieser Wollmann aber hört, daß ich gar nicht zahlen kann, wird er vielleicht sofort den Gerichtsvollzieher —"

„Nun bitt' ich Dich, hör' auf, und mach' mir nicht immer mit dem Gerichtsvollzieher gruselig. Wir wollen lieber überlegen, wie wir das Unglück abwenden können."

„Ja, Du bist mein kluges Frauchen. Morgen spreche ich mit Heilinger, der wird gewiß helfen."

Am andern Tage auf dem Fabrikbureau teilte er dem Prokuristen seine Verlegenheit mit.

„Ah, diese Manichäer!" rief dieser grimmig aus und machte mit dem mageren rechten Arm eine Bewegung, als wolle er jemand ohrfeigen — eine Angewohnheit, die daher rührte, daß die Comptoirlehrlinge seiner speciellen Aufsicht übergeben waren. — „Aber sie sollen mich kennen lernen. Ich helfe Ihnen, lieber **Freund, ich helfe Ihnen ganz gewiß."**

„Wirklich? Sie wollen also das Geld — —"

„O, wie gern gäbe ich es Ihnen aus meiner eigenen Tasche, aber dreitausend Mark — ich besitze nicht annähernd so viel."

„Wie also — —?"

Heilinger zwinkerte mit den dunklen Aeuglein, schlug ein paar Ohrfeigen durch die Luft und flüsterte geheimnisvoll: „Wucherer!"

„Das wäre mir schließlich auch recht," seufzte Rudolf, „wenn ich das Geld nur sofort erhalte. Nach einigen Wochen hoffe ich es irgendwie abtragen zu können."

„Welchen Tag haben wir heute? Freitag! Gut! Am Donnerstag ist der Termin. Am Sonntag besuche ich Sie —"

„Zum Frühstück."

„Sehr liebenswürdig! Also zum Frühstück! Damit ist die Sache erledigt. Man soll einen Freund in der Not nicht verlassen. Ja, ja, ich helfe Ihnen gegen diesen" — Ohrfeige — „Räuber".

(Schluß folgt.)

Ein General-Pardon.

Beim Antritt seiner Regierung erließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen folgenden General-Pardon:

„Da Seine Königliche Majestät bei dem gesegneten Antritt Höchst Dero Regierung auch an diejenigen, die von der Armee desertiert, und die aus Furcht vor Werbung oder Strafen, oder anderer Ursachen wegen, aus dem Lande entwichen sind, Dero Königliche Huld und Gnade auszudehnen resolvieret haben; so lassen Höchstdieselbe Allen, die von ihren Regimentern und andern militärischen Corps, bei welchen sie gestanden, desertieret, und denen, die der Werbung halber, nicht minder denen, die aus Leichtsinn ihre Ackerhöfe und sonstige Wohnungen verlassen haben, ingleichen die wegen Contrebande, Accise- und Zolldefraudationen, und überhaupt wegen solcher Vergehungen und Contraventionen, worauf in den Landesgesetzen schwere, jedoch verzeihliche Geld- und Leibesstrafen verordnet worden, aus dem Lande entwichen sind, hierdurch den General-Pardon öffentlich verkünden, also und dergestalt, daß, wenn dieselben binnen Jahresfrist und bis zum 24. Dezember des nächstfolgenden 1798er Jahres, in Seiner Königlichen Majestät Staaten, die Deserteurs bei den Regimentern und Fahnen, welche sie verlassen haben, und die anderen Entwichenen bei ihren Gerichtsobrigkeiten sich freiwillig wieder einfinden werden, um im Lande zu bleiben, und sich gut und redlich zu verhalten, sodann ihre Entweichungen und Vergehungen, es mögen gesetzmäßige Strafen dafür gegen sie schon erkannt seyn oder nicht, ihnen völlig verziehen und vergeben, mithin sie alsdann in den Stand schuldloser, getreuer und ehrlicher Unterthanen, ohne einige Bestrafung, wieder hergestellt seyn, nach Ablauf dieser Frist aber keinen Pardon zu gewärtigen haben, auch von dieser allgemeinen Königlichen Begnadigung solcher Missethäter, auf deren schweren Verbrechen göttliche und menschliche Gesetze Todesstrafe und derselben nahe kommende lebenswierige Vestungsstrafe verordnen, ausgeschlossen seyn sollen. — Damit nun dieser General-Pardon zur Wissenschaft eines Jeden und besonders auch Derer, denen daran gelegen, dessen teilhaftig zu werden, gelangen möge, so haben Höchstgedachte Se. Königl. Majestät allergnädigst befohlen, solchen durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, von den Kanzeln abzulesen und überhaupt zur allgemeinen Kundbarkeit zu bringen.

Urkundlich unter Sr. königlichen Majestät Höchsteigenhändiger Unterschrift und beigedruckten Insignien.

So geschehen und gegeben Berlin, den 24. Dez. 1897.
(L. S.) Friedrich Wilhelm.
v. Blumenthal. v. Heinitz. v. Werder. v. Arnim. v. Kannowurff. v. Struensee. von Schrötter."

Emil König.



Der Triumphbogen des Constantin. Unter allen Triumphbogen ist dies der besterhaltene und zugleich, wenn auch nicht der schönste, so doch der glänzendste und prächtigste. Ihn speziell hat sich Friedrich von Gärtner zur Erbauung seines Münchener Siegesthores zum Vorbild genommen. Dieser Triumphbogen wurde dem Kaiser Constantin vom Senat und vom römischen Volk zum Dank dafür errichtet, daß er nach Gottes Rat und durch Geistes Kraft mit seinem Heere im gerechten Krieg den Staat an dem Tyrannen und dessen Partei gerächt habe. Solches war in der weltberühmten Constantinschlacht am 27. Oktober 312, wo Constantin seinen Gegenkaiser Maxentius besiegte, wie die fromme Sage wissen will, unter Führung und Leitung eines ihm in den Wolken erscheinenden Kreuzes mit der Inschrift: „In diesem wirst Du siegen." Beim Bau dieses Bogens waren nicht nur die älteren als Muster genommen worden, sondern man verwendete geradezu einen derselben, den Bogen des Trajan, dazu, um aus seinem Material einen neuen, eben diesen Constantinbogen herzustellen. So zeigen die Figuren auf demselben nicht allein

die Thaten Constantins, sondern auch die seines Vorgängers Trajan. Es läßt sich dieses Denkmal ebenso wie der Severusbogen besteigen, doch findet man auf ihm keine Spur mehr eines Triumphwagens, der es krönte. Im Mittelalter wurde es mit dem Titusbogen und dem Kolosseum in die große, frangipanische Burg verbaut, in deren Trümmern es Jahrhunderte lang verschüttet lag. Im Jahre 1804 wurde der Bogen ausgegraben. Th. E.

Verwaist. Der Vater ist gestorben, der Beschützer und Ernährer der Familie liegt in kühler Erde begraben. So steht die junge Mutter mit der unerwachsenen Tochter allein da in der Welt. Namenlos ist ihr Schmerz und die bange Sorge, wie wird's gehen, lastet schwer auf dem armen Weib. Verschleiert und dunkel erscheint ihr die Zukunft, hoffnungslos richtet sie ihre großen, müden Augen in die Ferne. Das Kind freilich weiß die Größe des Verlustes noch nicht zu ermessen; es ist betrübt, weil der Vater nicht da und die Mutter immer so traurig ist. Doch wird sich die Mutter gerade an ihm wieder trösten können, wenn sich die kindliche Munterkeit wieder regt und Sorgen und Thränen vergessen macht. Dann wird auch sie sich wieder aufrichten und im Vertrauen auf ihren himmlischen Vater, der Witwen und Waisen nicht verläßt, frisch ans Werk gehen, für sich und ihr Kind das tägliche Brot zu verdienen. K.

Der Edelhirsch. Nur selten mehr trifft man das prächtige Edelwild und namentlich den Edelhirsch, den König unserer Wälder, in unseren Gegenden an. Nur in großen, geschlossenen Forsten, in Gebirgswäldern und in Tiergärten wird das Edelwild noch gehalten, weil es der Landwirtschaft so großen Schaden zufügt. Gestalt und Aussehen dieses schönen Tieres, in welchem sich Kraft und Anmut so schön vereinigen, sind so bekannt, daß wir sie nicht zu beschreiben brauchen. Nur das sei hier erwähnt, daß beim Edelwilde nur das Männchen, der Hirsch, ein von Jahr zu Jahr wachsendes Gehörn oder Geweih trägt, das allmählich einen bedeutenden Umfang und eine ziemlich regelmäßige Verästung annimmt, die sich jährlich erneuert, indem starke oder alte Hirsche schon im Februar und März, schwache aber im April und Spießer oft erst im Mai ihr Geweih abwerfen, und daß das Edelwild auch zweimal im Jahre Haar und Farbe wechselt oder sich verfärbt, indem es vom Mai bis zum Herbste gelblichrot oder braunrot, vom Herbst bis zum Frühling aber schmutzig grau und dichter behaart ist. Wenn das Hirschkalb 8—9 Monate alt ist, beginnt sich bei ihm schon das Geweih zu entwickeln in Gestalt von zwei aufrechten, 6—12 Zoll langen Spießen, an denen sich dann vom nächsten Jahre an ziemlich regelmäßig je ein weiterer Seitensproß oder Ende ansetzt. Das Edelwild lebt, wie alle wilden Widerkäuer, gesellig und thut sich in Rudeln von fünf bis zu vierzig Stück zusammen, bei denen gewöhnlich ein starker Hirsch als Leittier, verschiedene Hirschkühe mit ihren Kälbern und jüngere Hirsche sich befinden und die ziemlich fest zusammenhalten, namentlich zur Winterszeit und bei der Paarung oder Brunst im Herbst, wo die starken Hirsche oft bis zum Tod mit einander um die Hirschkühe kämpfen. Außer der Paarungszeit aber gehen die ganz starken und alten Hirsche meist allein als Einsiedler, sind außerordentlich schlau und vorsichtig und daher sehr schwer zu erlegen. Ein starkes Rudel Hirsche in der Freiheit zu beobachten, wenn es sich äst oder ruht, oder wenn es langsam und vorsichtig zieht, ist ein wunderschöner und interessanter Anblick, wenn auch ein seltener. Wo das Edelwild noch im Freien vorkommt, da wählt es zu seinem Aufenthalt immer den Wald und am liebsten die ruhigen Dickichte, namentlich die großen Gebirgswaldungen, und zieht die Laubholzwälder den Nadelholzwaldungen vor. Morgens zieht es gewöhnlich mit Tagesanbruch zu Holze, thut sich dann nieder, meist auf Anhöhen und mit dem Kopf nach der Thalseite, bleibt hier ruhig liegen bis gegen Abend, wo es kurz vor Sonnenuntergang aufsteht, eine Zeitlang auf den grasigen Stellen in den Dickichten umherzieht und dann meist erst in der Dämmerung die jungen Schläge, Wiesen und Felder besucht, um sich dort zu äsen, worauf es gegen Morgen wieder zu Holze zieht. Allein während dieser ganzen Zeit sind Auge, Ohr und Nase beim Edelwild in fortwährender Thätigkeit, um jede nahende Gefahr zu wittern, und mit dieser Vorsicht muß der Jäger rechnen, wenn er einen Hirsch erlegen will, allein eben diese Schwierigkeit und Mühe verleihen der Jagd auf dieses schöne und edle Wild, namentlich dem Bürschgang und Anstand, einen ganz besonderen hohen Reiz. O. M.



Zweifelhafte Ansicht.

Frau: „Schau mal, Mann, die armen Buben, wie die sich verständigen müssen. Das sind gewiß Taubstumme.



Im Zeitalter des Rades. Papa: „Ich will Dir einen guten Rat geben, Bob." — Bob: „Gieb mir lieber ein gutes Rad, Papa."

Zweierlei. Student A: „Warum legst Du so wenig Gewicht auf Deine äußere Erscheinung? Du solltest doch wissen, daß der Rock den Mann macht." — Student B.: „Ganz recht, ich kann aber nur den Mann nicht finden, der mir den Rock macht."

Der letzte Wunsch des Trinkers. Ein großer Trinker war der Ritter Veit v. Bassenheim. Er konnte dreimal einen Humpen leeren, der sechs Quart faßte. Als er 1373 dem Sterben nahe war, forderte er ein Glas Wasser. — Alles war erstaunt, hatte ja Veit niemals in seinem Leben Wasser getrunken! Er aber entgegnete: „Auf dem Sterbebette muß sich ein guter Christ auch mit seinem Todfeind versöhnen."

Chinesische Aerzte. Der berühmte Landschafsmaler Eduard Hildebrandt erzählt in seinem Buche „Reise um die Erde" über die Jünger Aeskulaps im Reiche der Mitte folgendes: „Der bei uns wildwachsende Pfuschdoktor hat in China noch nicht Platz gegriffen; die chinesische Medicin führt unumschränkt das große Wort. So viel ich zu ermitteln vermochte, bestehen die Medikamente meistens aus Pillen und Pflastern. Von letzteren wird die sonderbarste Anwendung gemacht. Fällt das lange getragene Pflaster endlich von dem Patienten ab, so bedient sich der Arzt seiner als Reklame. Unsere wildesten Mediziner, die Daubitze, Hoffs, Jacobis, Kopps, Lampes und Dubarrys drucken zu ihrer Empfehlung die Dankbriefe der Genesenden für schweres Geld in den Zeitungen ab: die chinesischen Heilkünstler wissen dergleichen billiger herzustellen. Sie kleben oder nageln die Pflaster an die Fronten ihrer Häuser. Angehende Aerzte, deren Praxis noch in den Kinderschuhen steht, beginnen mit der Hausthüre; die Wohnungen rennommierter Doktoren sind bis an den ausgeschweiften Giebel, der widerwärtigste Anblick von der Welt, mit Pflastern bedeckt. Billionen Fliegen machen den Aufenthalt in der Nachbarschaft unerträglich. Die gelehrten Herren verstehen auch hier, sich äußerlich ein Ansehen zu geben. Sie tragen große Brillen und bauen ihre Häuser im Stil der Tempel." St.

Rösselsprung.

				gu=	ne				
	gold'	get	son=	det	feind	das	mit	und	
	muts=	en=	die	stei=	te	licht	tern	krieg	
	ihr	ne	thrä=	der	sich	und	nacht	dem	
nie=	einst	un=	wal=	sinkt	get	der	der	düs=	und
sieg	zen	nen	rin=	macht	ti=	bel	licht	beu=	bö=
mut	der	im	reich	ge=	blin=	get	ger	recht	den
gan=	ist	ringt	grau=	es	ne=	den	mit	sen	und
	doch	weint	nah'	der	mit	das	be=	kraft	
	sie	der	sen	e	hält	den	sieg	recht	
				hel=	we=				

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Gemeinnütziges

Von Frost befallene Pflanzen müssen sofort, ohne dem Sonnenschein ausgesetzt zu werden, in höchstens 1 Grad warme Räume gebracht und mit kaltem Wasser überspritzt werden.

Laubstreu besitzt nur äußerst geringen Wert als Dünger, so daß man sie besser im Walde beläßt, denn die durch dieselbe bedingte Feuchtigkeit im Walde ist volkswirtschaftlich von größter Wirksamkeit.

Als Schutzmittel gegen die Diphterie empfiehlt ein Wormser Arzt, Dr. Bergmann, das langsame Zerkauen von Substanzen, die mit antiseptischen Mitteln vermischt sind, wie einer Masse von gummiähnlichen Stoffen, welcher Thymol und benzoesaures Natron in kleinen, jedoch genügenden Mengen als erprobte Desinfektionsmittel beigegeben sind. Individuen, die von der Diphtherie bedroht sind, sollen diese Kaupastillen mehrmals am Tage gebrauchen. Solche Pastillen sind in den Apotheken zu haben.

Homonym.

Mit fünf der Zeichen geb' ich an,
Einen grünen, blum'gen Plan.
Ein Flüßchen nennt das gleiche Wort,
Ein Dichter weilte gerne dort. J. F.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Citatenrätsels in voriger Nummer:

„Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren."

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.